

STADTENTWICKLUNG

«So, das wars. Wir haben viel zu tun»

Die Binz in Zürich steht leer. Die BesetzerInnen sind ausgezogen, geräuschlos fast. Auf dem Koch-Areal haben sie ein neues Zuhause gefunden. Doch die Grossbank UBS will sie auch dort loswerden.

VON JAN JIRÁT

Die Binz ist nicht mehr. Am vergangenen Freitag ist die Familie Schoch nach sieben Jahren aus der besetzten Fabrikhalle im Zürcher Stadtteil Wiedikon ausgezogen.

Die BesetzerInnen haben viel hinterlassen. Zuletzt eine Barrikade aus Metallgegenständen, die den Stadtbehörden den Weg aufs Gelände versperrte. Ein letztes Zeichen des Widerstands. Und ein Verweis auf die Geschichte des Areals, die sich mit dem Auszug der Familie Schoch schliesst: Auf dem Grundstück befanden sich einst eine Metallgiesserei und ein Maschinenbaubetrieb. Die BesetzerInnen hatten dieses industrielle Erbe auf vielfältige Weise fortgeführt: In der Binz waren unter anderem eine Velowerkstatt, eine Schlosserei, eine Siebdruckerei und eine Schreinerei untergebracht. Die Binz war sieben Jahre lang ein Ort der Begegnung, wo Konzerte stattfanden, Feste gefeiert und Theater gespielt wurde. Oft spontan und nie einer kommerziellen Logik folgend.

Abbruch auf Vorrat

Im öffentlichen Gedächtnis wird wohl etwas anderes haften bleiben: Anfang März endete ein von der Familie Schoch initiiertes Umzug durch die Stadt Zürich in Krawallen und Hausdurchsuchungen. Medien und bürgerliche PolitikerInnen stempelten die BesetzerInnen als Kriminelle und Chaoten ab. Doch im Tränengas ging unter, dass hinter dem Umzug mit aufwendig gestalteten Wagen ein grosser kreativer

Aufwand und eine politische Haltung steckten: «In einer Stadt, die zunehmend von Profitdenken, Sicherheits- und Sauberkeitswahn dominiert wird, haben wir sieben Jahre lang ein Areal belebt, das Tag und Nacht ohne Schloss und Riegel offen stand», schrieb die Familie Schoch in einem Abschiedsbrief am letzten Freitag. Ein zweiter Satz verdeutlicht diese Haltung: «Auch Kriminalität ist eine Frage des Standpunkts. Aus unserer Sicht sind der Prime Tower und was er repräsentiert kriminell.»

In Zukunft werden auf dem Binz-Areal Personalwohnungen, ein Studentenwohnheim, Ateliers und Kulturräume stehen. Der Kanton Zürich, der das Grundstück besitzt, hat sich für das Projekt der Pensionskasse Stiftung Abendrot aus Basel entschieden. Es ist ein Projekt mit einem sozialen und nachhaltigen Antlitz. Dennoch trennen dieses Projekt und die besetzte Binz Welten. Künftig werden für Konzerte oder Theateraufführungen Marktpreise verlangt, ebenso fürs Bier. Das Programm wird nicht spontan und aus dem Raum mit den darin lebenden Menschen entwickelt. Und die slowenische Studentin, die sich in der Binz dank tiefer Lebensunterhaltskosten ein Leben in Zürich leisten konnte, wird keinen Platz mehr finden.

Schliesslich entlarvt die Entwicklung auf dem Binz-Areal eine fragwürdige Praxis der

Die BesetzerInnen führen das industrielle Erbe auf vielfältige Weise fort.



Kreativ und politisch: So war die Binz sieben Jahre lang. FOTO: URSULA HÄNE

Behörden: Sie lassen auf Vorrat abbrechen. Zunächst wird der Kanton auf dem Areal eine Asbest- und eine Altlastensanierung vornehmen müssen. Erst danach kann die Stiftung Abendrot mit dem Bau beginnen. Weder das kantonale Immobilienamt noch die Basler Pensionskasse wollen gegenüber der WOZ einen Zeitplan mitteilen. Es bleibt intransparent, wann die Sanierung abgeschlossen ist und mit dem Bau begonnen wird. In Zürcher Medien wird der Frühling 2014 als Baustart genannt, andere Quellen nennen den Oktober 2014. Sehr wahrscheinlich wird das Binz-Areal eine Zeit lang brachliegen.

Die Binz ist nicht mehr, die Familie Schoch aber lebt weiter. Sie ist nach Albisrieden umgezogen. Auf das Koch-Areal, das seit Ende März von den Familien Wucher und Zauber besetzt wird. Mittlerweile leben über hundert Menschen dort. Geplant sind eine Metall- und eine Holzwerkstatt, ein Skatepark, ein Garten und ein Ausstellungsraum. Die Autonome Schule Zürich nutzt schon Räume, erste Konzerte und Filmvorführungen haben stattgefunden.

Eigentümerin ist diesmal die Grossbank UBS. Sie hatte geplant, die Liegenschaften abzurreissen – ohne dass ein Neubauprojekt vorgelegen hätte. Nach der Besetzung hat die UBS die Flucht nach vorne angetreten. Während sie

mit den BesetzerInnen «höchstens informell» kommuniziert, laufen fieberhafte Gespräche mit der Stadt über eine mögliche Zwischennutzung. Weder die UBS noch das zuständige städtische Hochbauamt wollen sich gegenüber der WOZ zum Stand der Gespräche äussern.

UBS hält Besetzung für «nicht tragbar»

Immerhin gibt UBS-Pressesprecher Samuel Brandner Informationen zur mittel- und längerfristigen Planung preis: «Vor 2016 wird kaum gebaut werden. Wir erwarten bald erste Studienaufträge für mögliche Bauprojekte.» Die Weiterentwicklung von Liegenschaften gehört aber nicht zu den Kernaufgaben der UBS, deshalb sei längerfristig der Verkauf des Areals als eine Option, so Brandner. Auf die Nachfrage, weshalb die Bank plötzlich aktiv nach einer Zwischennutzung suche, anstatt das Areal bis 2016 zur Verfügung zu stellen, antwortet er: «Die Besetzung halten wir für eine nicht tragbare Situation. Wir streben gemeinsam mit der Stadt eine Zwischennutzung an, die auch der Öffentlichkeit im Quartier zugutekommt.»

Am Ende wird das Verhalten der Behörden entscheidend sein. Es liegt in ihrer Hand, die zunehmende Praxis des Abbruchs auf Vorrat zu unterbinden: indem eine Räumung nur gestattet wird, wenn der Beginn eines neuen Bauprojekts unmittelbar bevorsteht.

«So, das wars. Wir haben viel zu tun.» Damit endet der Brief der Binz-BesetzerInnen.

STANDPUNKT VON EVELINE Y. NAY

Vielfältig statt flexibel normalisiert

Leben Lesben avantgardistische Existenzen, oder wollen sie endlich auch heiraten dürfen? GeschlechterforscherIn Eveline Y. Nay plädiert für utopische Lebensformen, wobei Gleichberechtigung nicht Gleichheit bedeutet.



Eveline Y. Nay ist Soziologin und Geschlechterforscherin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel und an der Columbia University in New York.

Derzeit ist Pride-Zeit. Der Christopher Street Day (CSD) wird gefeiert, damit wird der Aufstand im Juni 1969 im New Yorker Greenwich Village gedacht. Heute ist der CSD zur Parade geworden, die von den Medien gern als schrill beschrieben und mit Drag Queens abgebildet wird. An der Kundgebung tanzen ausgelassene Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans*menschen und Queers (kurz LGBTQ) auf, neben und hinter dröhnenden Lastwagen mit Bannern von politischen Organisationen wie auch von angesagten Clubs und Kosmetikfirmen, die Probierpackungen von Antifaltencreme für Männer und pastellfarbene Beinrasierer verteilen. Die alljährliche Pride ist der «Homo»-Event schlechthin und gilt im Mainstream gemeinhin als männlich und schwul.

Die Zürcher Pride jedoch werden dieses Jahr wohl Lesben anführen. Als Regenbogenmamis stehen sie beim diesjährigen Pride-Motto «All Families Matter» im Zentrum der Auf-

merksamkeit. Zusammen mit einigen Schwulen, Bisexuellen und Trans* fordern sie gleiche Rechte wie die heterosexuell lebenden Eltern.

Die Lesbenorganisation Schweiz fragte mich anlässlich ihres letztjährigen Lesbenkongresses: Wer sind die Lesben von heute? In den spärlichen Berichten der Mainstreammedien erscheinen sie als normbefreit und avantgardistisch, und sie brauchen keinen Feminismus und keine Gleichstellungspolitik mehr. So zum Beispiel 2011 im «Magazin», das unter anderem dem «Tages-Anzeiger» beiliegt. Unter dem Titel «Liebesspielerinnen» ist eine Fotoserie über junge, hippe Lesben abgedruckt. Die Bilder porträtieren eine Freundinnengemeinschaft, der es um «Freundschaft, weite Reisen, tiefe Blicke und kleine Lieben» gehe. Die Porträts werden begleitet von belanglosen Bildlegenden mit voyeuristischem Beigeschmack: «Claudia (blond, Bild oben links) schmust mit Rosi» oder «Yvonne und Nadine (oben) lassen sich mal treiben». Sie stellen junge Lesben frei von engen Beziehungsnormen dar, denen – so das Editorial des «Magazins» – heterosexuelle Paare unterworfen seien.

Vom «Mannsweib» zur Lifestyle-Lesbe

Diese Lesben repräsentieren gemäss «Magazin» in Sachen Liebe und Leben die heutige Avantgarde. Denn sie glauben nicht – wie die scheinbar altbackenen Heteros – an die monogame Liebe. Vielmehr reisen sie unbeschwert durch die Welt und die Liebe und scheinen von ihrem Lebensstil nur Vorteile zu ernten. Lesben werden zu Gewinnerinnen prekärer Zeiten

stilisiert und damit zu Figuren der Hoffnung und des Fortschritts. In Zeiten des krisengeschüttelten Neoliberalismus erscheint das als echtes Kapital. Es ist keine Rede von Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer lesbischen Lebensweise.

Die Inszenierung der Lesben im «Magazin» findet ihr Pendant in der US-amerikanischen TV-Serie «The L Word», in der Lesben die Hauptcharaktere sind. Auch sie sind chic, sexy, wohlhabend – weit entfernt von Durchschnittslesben. «L Word» hat das Bild von Lesben in der Mainstreamwahrnehmung verändert. Die klischierte Vorstellung von der beinbehaarten, hässlichen, wütenden «Kampfliebe» oder dem «Mannsweib» wurde teilweise abgelöst durch die Lifestyle-Lesbe. Auch die Lifestyle-Lesben in «L Word» haben Feminismus nicht mehr nötig. Das wird in der Community der Lesben teils als Fortschritt gedeutet. Aber sind Lesben durch TV-Serien wie «L Word» tatsächlich in der Mitte der Gesellschaft angelangt, und ist Feminismus dadurch obsolet geworden?

Viele Regenbogenmamis fordern heute die Öffnung der Ehe, worin sie einen Fortschritt in der Gleichberechtigung von LGBTQ sehen. Da sträuben sich alle (Bein-)Haare von lesbischen Feministinnen, die in den siebziger und achtziger Jahren sozialisiert worden sind. Damals forderten sie die Abschaffung der Ehe, weil sie patriarchale Herrschaftsverhältnisse aufrechterhalte. Das Anliegen, als «normale» Familie behandelt zu werden, ist zwar legitim und wichtig und macht den Schulterschluss mit der patriarchalen Institution der Ehe verständlich. Doch bringt er tatsächlich Gleich-

berechtigung? Warum muss zuerst geheiratet werden – oder die gleichgeschlechtliche PartnerInnenschaft eingetragen werden –, bevor Eltern und Kinder rechtlich anerkannt werden? Und wie kann verhindert werden, dass die Forderung nach der Öffnung der Ehe die rechtliche Anerkennung von Familien mit mehr als zwei Eltern verunmöglicht?

Glamourös und pflegebedürftig

Die Abweichung von der Norm dient heute als Ressource für einen Kapitalismus, der flexibilisierte Subjekte benötigt. Und dennoch: Das diesjährige Motto der Pride könnte Anlass sein, über neue Formen von Politik nachzudenken. Ich plädiere an dieser Stelle dafür, utopische Formen queer-feministischen Lebens zu entwerfen! In einer solchen Utopie würde Gleichberechtigung nicht Gleichheit bedeuten. Das Ziel soll nicht sein, der flexibilisierten Normalisierung zu entsprechen. Vielmehr wäre das Ziel, die Vielfältigkeit queer-feministischen Lebens wertzuschätzen. Dazu würden sehr wohl auch Glamourlesben gehören, Zwei-Eltern-Regenbogenfamilien oder umwerfend aussehende LiebesspielerInnen. Darüber hinaus würden jedoch auch pflegebedürftige, behinderte oder fettleibige Lesben oder lesbische Migrantinnen gleichberechtigt Platz finden.

In einer queer-feministischen Vision von Politik ginge es um die Ermöglichung der Verschiedenheit in all ihren Facetten.

Eine längere Version dieses Texts ist auf dem feministischen Blog www.siekamundblieb.blogspot.com nachzulesen.